

Gott unser Vater

Von Ferdinand Ulrich

Mit dem fassungslosen, freudigen, anbetenden Ruf, daß der unendliche Gott der Vater sei, der Vater aller Wesen, unser Vater, der Vater des Sohnes schlechthin, beginnt unser Glaubensbekenntnis. Aber wer will und kann heute diesen Ruf hören? Die Einwände gegen Gottes Vaterschaft treffen uns nicht vereinzelt; sie sammeln sich in einem epochalen Nein, dessen stumme Gewalt unseren Ruf zu verschlucken droht. Wenn nicht Gott selbst tot ist, dann ist es doch sicher das Vaterideal in unserer vaterlosen Gesellschaft. Aus den tragenden Voraussetzungen der modernen Welt erhebt sich der Protest gegen die Anmaßungen der Vaterschaft und macht vor den Toren der Kirche nicht Halt. Sie muß die Nacht des Vaters mit durchleiden, denn ihr Geburtsort liegt im Kreuz des Gottverlassenen, »vater-losen« Sohnes, der in dieser Finsternis den in der Welt restlos *gegenwärtigen* Willen des Vaters vollbringt.

I. DER TOD DES VATERS

1. Gott als Vater ist das Produkt der Unmenschlichkeit des Menschen. Der Himmel ist für Marx das Sinnbild von Kapital, Reichtum, Herrschaft; Privateigentum, das sich nicht mitteilen will, deshalb ausbeutet, entselbstet, entmachtet; dessen Sein auf Kosten einer »nichtigen« Welt lebt. Er ist nichts als die »Logik und Enzyklopädie der menschlichen Selbstentfremdung«, Ausdruck der Herrschaft des Menschen über den Menschen. Die patriarchale Gestalt des Vatergottes ist nur Projektion der Macht des Ich über das Du, also Reflex von Ausbeutungsverhältnissen. Die Armen, die Proletarier aller Länder, sollen sich als »Brüder« vereinen und ihre eigenen Väter werden. Mit der Änderung der Strukturen wird die Fata Morgana eines überweltlichen Vaters von selbst verschwinden. Bisher hat der Mensch seine eigenen Schätze verschleudert und damit diesem Wahnbild über sich Macht verliehen. Er hat eine jenseitige Autorität hervorgebracht, weil er sich selbst in der Endlichkeit nicht als absolute Autorität zu bejahen, nicht *unbedingte* Initiative der Freiheit zu sein gewagt hat. Und er könnte doch selbst der ursprungslose, ungezeugte, sich nicht empfangende Anfang sein. Er will aber nicht »positiv, direkt und unmittelbar« (Marx) im »positiven Humanismus« als sinnlich-materielles Wesen von sich selbst her anfangen.

Der Vater-Gott enthüllt sich so als Produkt menschlicher Ohnmacht und Feigheit; er entsteht durch nicht-verwirklichtes, un-menschliches Leben des

Menschen. Im Vater beten die Söhne sich selbst an, aber in der Schizophrenie einer gespaltenen Existenz, die extrapoliert, was der Mensch an sich selbst ist und bewußt sein kann. Durch die Selbstaneignung des Menschen durch und für den Menschen wird aber die Macht des Vaters in nichts aufgelöst, der Kern des Sein-Könnens in den Menschen selbst verlegt. Was als Vorweg des Vaters erfahren worden war, ist mit dem Menschen als identisch gewußt, bejaht, vollzogen, der Vater überflüssig, weil der vormals entmachtete Sohn sein eigener Vater wurde.

2. Das » *nihilistische* « Verschwinden des Vaters vor der absoluten Autorität der menschlichen Freiheit. Solang es jenseitige Autorität gab, war der Mensch bloßer »Befehlsempfänger« (Nietzsche), unfähig zum voraussetzungslosen Einsatz ungeteilter Selbstmitteilung. Jene Autorität lebte selbstsüchtig von der Ohnmacht der Knechte (»der ehrsüchtige Orientale im Himmel«), unfähig, das Dasein zu vermehren, Freiheit außerhalb ihrer selbst wachsen zu lassen. Was sie gab, erschien nur als Leistung forderndes Gesetz, das außerstande war, in menschlichem Fleisch und Blut gekonnte Freiheit zu werden. Gesetz-Leistung stand entfremdend zwischen dem »freien« göttlichen Du und dem menschlichen Ich und gründete alles auf das Verhältnis von absoluter Macht und Gehorsam. Das autoritäre Gesetz verwandelt die Beziehung Vater-Kinder in die Korrelation von formender Gewalt und informiertem Stoff (Es). Beide begegnen einander nur dort, wo keiner er selbst ist. Im Gesetz gibt der Vater nicht sich selbst, in der Leistung schenkt der Mensch *nicht* sein Herz. Die Zu-kunft Gottes für den Menschen meint, wo Autorität das Verhältnis trägt, ein Sich-Entziehen des Vaters in das, was er für sich, jenseits aller Selbstmitteilung, *gewesen* ist, wie ja auch das Ich des ihm (scheinbar) Gehorchenden abwesend (gewesen) in sich selbst verharret. Echte Gegenwart der Freiheit gibt es nicht.

Weil des Gesetz als Ideal jenseits des – zu immer höheren Leistungen herausgeforderten – Könnens stehen bleibt, wird der Knecht dem Herrn gegenüber informiert schuldig, wie auch die Zu-kunft beider für einander auseinanderklafft. Schuldig ist vor allem die absolute Autorität, die Gott hindert, *sich selbst* mitzuteilen. Er gibt sich zwar als der Liebende aus, vor-enthält aber dem Menschen die bedingungslose Bejahung. Die Offenbarung des Vaters erscheint als »Ja und Nein zugleich«: im Kontext von Gesetz und Leistung wird der Mensch bejaht – als »Arbeiter« Gottes –, aber nicht an ihm selbst, und im Gehorsam an das Gesetz bejaht der Mensch die Autorität, hinter der Gott als die unzugängliche Macht verschwindet.

Der Nihilismus setzt nun scheinbar diesem Todeszirkel der im Gesetz gefangenen Freiheit ein Ende. Sofern der Mensch im »positiven Humanismus« (Marx) und im »Willen zur Macht« (Nietzsche) den Mut aufbringt, unbedingtes Sein – aber verendlicht, also schließlich entäußert – aus der eigenen Mitte heraus zu leben, sofern er sich selbst (»väterlich«) als das Unbe-

dingte im Endlichen – also Bedingten – zeitigt, wird er aus sich selbst schöpferisch. Damit hat der jenseitige Vater seinen Sinn eingebüßt; er kann jedenfalls seine Schöpfung (als »materielle« Natur, *materia* als »Mater«) nicht mehr ausschließlich für sich in Anspruch nehmen. Er kann die *Mater(ia)* nicht länger den Söhnen entziehen, vielmehr wird die Mutter zur Frau des Sohnes, der sein eigener Vater und so zum Mann seiner eigenen Mutter geworden ist. War er zuvor gegen sie (weil der Vater sich noch nicht als Nichts enthüllt hatte) ein »Fremdling in dieser Welt« als Natur, so ist er jetzt als zur Welt Befreiter seiner Mutter angetraut: er humanisiert die Natur und diese wird »menschlich«.

3. *Der Tod des Vaters als Entschuldigung Gottes und des Menschen.* Die im Endlichen als Endlichen gewonnene, gegenständlich-produktive »absolute Autorität« (das heißt »Mehrschaft«) bekundet sich im materiellen und wirtschaftlichen Wachstum (dem Hintergrund der Fortschrittsideologie), in der Vermehrung der Sachen, der Intensivierung des Habens. Die endliche Freiheit führt sich ihre absolute Kreativität als maßlose Produktion vor Augen, bestätigt sich dadurch ihr väterliches Fruchten, aber unter der Voraussetzung des ermordeten Vaters. Sie hat darüber kein schlechtes Gewissen, denn sie erfüllt ja damit nur den »Willen des Vaters«: »vollkommen zu sein, wie er«, und diesen Willen ernsthaft auf Erden (wie im Himmel) Gestalt annehmen zu lassen.

Dabei wird die dem Vater vorbehaltene »Mater(ia)« technisch ausgebeutet und so der Macht des Ursprungs entzogen. Nun prägen die Söhne, die gegebene Welt umarbeitend, ihr ihre eigene Physiognomie ein, sie produzieren sich in der weiblichen Natur selbst als der Vater, der Macht über die Frau hat: Zeugung ist Selbstentäußerung, und Selbstentäußerung: Arbeit. Die Kompensation der negierten väterlichen Autorität durch gegenständliche Mehrschaft des Daseins und technische Weltbewältigung stellt sich als der praktisch aufgelöste Ödipuskomplex dar: als die durch Arbeit zum Verschwinden gebrachte Abhängigkeit der Söhne vom Vater, die ihre eigenen Väter geworden sind.

Nun gilt endlich: wer die Söhne sieht, »sieht den Vater«. Der Hinweis darauf, daß der Vater »größer ist«, erübrigt sich. Und während die Söhne früher ihr gemeinsames wahres Wesen im himmlischen Vater besaßen und an sich selbst bloß als atomisierte Individuen existierten, ihre Einheit also nur »kontempliert«, nicht praktisch vollzogen werden konnte, sind sie »endlich« mitten in der Endlichkeit »uniert«: der tote Vater ist das Element ihrer wahren *Communio*, und die Welt, die einstige Schöpfung, das gegenständliche Medium der »sozialen Interaktion«. Denn jetzt enthüllt sich die Macht des Vaters als die *konkrete* Einheit der vielen Brüder. Das menschliche Arbeitsopfer verifiziert das Faktum der Entmachtung des kapitalistischen Vaters – und legitimiert es.

Wer die Welt ansieht, der sieht in ihr nicht mehr den Schöpfer, sondern das Weib des Homo-Natura, die anthropozentrische Welt der zur absoluten Autorität ermächtigten »Kinder«, die ihre eigenen Väter sind. Daher die Sucht nach Destruktion jedweder Autorität, die Verweigerung aller Repräsentation eines »Hauptes«: ein solches muß von unten noch oben »resultieren«, wodurch die Söhne zeigen, daß sie dem Vater gleichwesentlich sind: *in majestate unitas*.

Aber schließlich bekundet sich der Tod des in der Autorität der Söhne gestorbenen (oder: zur Welt gekommenen) Vaters als dessen Entschuldigung. Daß er zuvor die Söhne in Bann schlug, wurde als Illusion erwiesen. Die Macht des Vaters hat sich als das enthüllt, was sie wirklich war: die Macht der Söhne. Im »gesellschaftlichen« Wir ist das Pneuma der Einheit zwischen Vater und Söhnen wiederhergestellt.

Hier wird sichtbar, daß der Tod des Vaters in der modernen Gesellschaft ein Ringen um die trinitarische Gotteserfahrung anzeigt: unter dem Vorzeichen ihrer Negation. Durch seinen Tod hat der Vater alles gegeben, nicht nur seinen Sohn in die Welt gesandt, damit dieser leide (während er selbst selig in den himmlischen Bastionen verweilte), sondern »sich« ausgeliefert. Und das scheint zu besagen, daß er erst so jene *Selbstmitteilung*, die er seinen Kreaturen schuldig war, im Ernst vollzogen hat. Bloß ist diese Auslieferung nicht in einem spontanen, grundlosen Ja Gottes erfolgt, sondern kraft menschlicher Selbsterzeugung und Emanzipation. Durch *diesen* Tod hat Gott sein Selbst gegeben und ist »entschuldigt«. Dasselbe trifft für die Menschen zu. Solange Gott absolute Autorität im Gesetz war, konnten die Kinder nicht wirklich entsprechen. Die Idealität des »Sollens« blieb unerfüllbar, weil sie nicht Realität der leibhaftigen Freiheit des Menschen werden konnte. Angesichts der unendlichen göttlichen Autorität fiel er immer wieder ohnmächtig – schuldig in seine Endlichkeit zurück. Aber jetzt, da die Söhne Väter geworden sind, sind sie dem Vater gleichwesentlich und deshalb selbstschöpferisch und frei: sie können, was sie sollen und sind ihrerseits »entschuldigt«.

II. DAS LEBEN DES VATERS

1. *Innergöttliche Selbstmitteilung*. Um das neuzeitliche Gespinnst um den »Tod des Vaters« zu zerreißen, müssen wir in den Sinn des Wortes »Vater« zurückhören (die indogermanische Wurzel *pitar* – vgl. gotisch *fodjan*: füttern – weist auf den Ernährer und Vermehrer. *Auctoritas* von *augere*, mehren, heißt zunächst: Bestand geben, fördern). Die in der Vaterschaft liegende Autorität besteht in der sein-lassenden Mehrung des von ihr hervorgebrachten Daseins. Dieses wird, je mehr es diese Förderung seiner selbst anerkennt, somit verdankt, tiefer in das eigene Selbstsein hinein freigegeben.

Versteht man dies, so ist jene Fehlinterpretation der Freiheit aufgedeckt und durchschaut, die das Sichverdanken mit der Unfreiheit gleichsetzt: Mein Lebensmittel ist der mir unzugängliche Besitz eines Andern, ohne den ich nicht »Ich-selbst sein kann«. Nein, der »Sohn« wird er selbst nicht durch Ausschließen des Andern, der nicht »Ich« ist (also durch Negation seiner Negation), sondern durch Gehorsam gegenüber dem ihn be-gabenden Andern, durch den er zu sich selbst ermächtigt wird.

Die Autorität der Liebe als Mehrerschaft (nicht der Sachen, sondern des Seins) ist an ihr selbst weggeschenkt, deshalb »armer Reichtum«, dahingegenbenes Leben. Sie ist es im christlichen Urgeheimnis nicht erst in der Gestalt der »ökonomischen Trinität«, in der Gott angeblich durch das Andere seiner selbst (die Welt) zu sich selber vermittelt würde, sondern ursprünglich an ihr selbst: denn Gott ist an ihm selbst ausgeteiltes Leben, die Personen sind Beziehungen, sich verschenkender Bezug zum Andern. Und dies nicht nachträglich zum Status der göttlichen Macht hinzu, gleichsam in einem zweiten Anlauf, sondern gleich-ursprünglich wie das göttliche Wesen. Deshalb ist die absolute Autorität des Vaters nicht Funktion der durch ihn geschaffenen und erlösten Welt. Zwar ist es richtig, daß die Macht der Autorität ablesbar wird an der wachsenden Freiheit dessen, der ihr gehorcht, aber sie braucht sich nicht dadurch selbst zu »bewähren«, daß der Mensch von Gott frei wird; denn die Autorität des Vaters hat sich schon innertrinitarisch »bewährt«.

Innergöttlich teilt der Vater dem Sohn den ganzen Reichtum des unendlichen Wesens der Liebe mit. In der Zeugung des Sohnes übergibt der Vater diesem sich selbst, und zwar, weil der Sohn alles vom Vater *empfängt*, durch einen absoluten Gehorsam hindurch. In diesem empfangenden, sich verdankenden Gehorsam des Sohnes ist alles Andere zu Gott in Gehorsam genommen und zu seinem Ursprung hin aufgebrochen: gleichzeitig in den restlosen Empfang, in die vollkommene Armut – *und* in die Herrlichkeit schöpferischer Freiheit und grenzenlosen Selbstseins freigegeben. Denn der Sohn, dessen Speise der väterliche Wille ist, gründet durch den Empfang der absoluten Gabe – der göttlichen Natur – vom Vater ebensosehr als absolute Freiheit in sich selbst. Sein Gehorsam des Sich-selbst-Empfangens bleibt die ewige Epiphanie der absoluten Autorität, die den Empfangenden um ein Unendliches »vermehrt« und ihn auf seinen Weg freigibt. Die Armut des Vaters ist seine keusche Verhaltenheit gegenüber dem Sohn, die schweigende Offenheit, sein Hoffen auf den Sohn, der durch eine unendliche dialogische Differenz von ihm verschieden ist. Der Sohn daheim und eins mit dem Vater ist doch schon der Sohn als der Andere, der Sohn in der »Fremde«, weshalb der Sohn in jeder Fremde der Welt auch immer daheim sein wird. Die trinitarische Mehrerschaft des Vaters gründet *in einem* die Gleichwesentlichkeit des Sohnes mit dem Vater (weshalb der Vater ihm das ganze Gericht übertragen und der Sohn als »Vater der Zukunft« angesprochen werden kann; wie

auch der Abba der Benediktinerabtei die Autorität des Sohnes repräsentiert) und des radikalen Gehorsams, der völligen Verfügbarkeit des Sohnes für den Vater. Es besteht somit keinerlei Diastase zwischen Macht und Gehorsam, Selbstsein und Empfang, wie es in der neuzeitlichen Kritik des Vaters ständig vorausgesetzt wird.

Die Antwort des Sohnes auf die Autorität des Vaters lautet daher schlicht: Selbstempfang als Selbstsein. Genauer: Ja zum Empfangenhaben als Ja zur Macht, *sein* Leben »hinzugeben und es wieder an-sich-zunehmen«, das heißt von den Toten aufzuerstehen und eben darin das an sich geschehen zu lassen, was der Vater will. Indem der Sohn durch die *auctoritas* des Vaters in die vollkommene Gottgleichheit gezeugt wird, erhält er die unbedingte Freiheit, aus dem Totsein ins Leben aufzubrechen, sich selbst ins Unendliche auctoritativ zu »mehren«, wovon seine Eucharistie der dauernde Erweis ist. Die Fruchtbarkeit des Vaters ist seine sohnliche Fruchtbarkeit.

2. *Schöpfung als Präsenz der Autorität des Vaters.* Auf Grund der innertrinitarischen Lebendigkeit göttlicher *auctoritas* wird Schöpfung in der Einheit von Empfangen und Selbstsein möglich. Denn im Sohn ist alles erschaffen, und nichts ward ohne das Wort der absoluten Autorität. Spricht man deshalb von geschöpflichem Gehorsam, dann darf der Raum, in den hinein die göttliche Mehrerschaft sich verschenkt, nicht (wie bei Marx, Nietzsche, Freud) als »passiv« qualifiziert werden. Als Raum des Über-sich-verfügen-Lassens ist er selbst Tat in sich gründender Freiheit und steht nur so im Gehorsam dem Schöpfer gegenüber¹. Je freier, desto rechtwinkliger ist das Knie gebeugt, desto offener sind Herz und Hände. »Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde.« »Wir heißen nicht nur Kinder Gottes, wir *sind* es.« Die Autorität des Vaters sucht Freie, um ihnen alles zu überlassen, was sie zu verschenken hat, vor allem sich selbst². Wer empfangen hat, ist ärmer, weil durch die Gabe des Schenkenden erfüllt. Er ist offener geworden für die Zukunft der Gabe des Vaters, der »in allen guten Gaben« sich selbst gibt; offener auch als jener Nur-Offene, für den Gott (in einem perversen Gehorsam) angeblich »Alles« ist, so daß er schließlich in die Unverbindlichkeit des Jenseits gedrängt wird. Deshalb: »Wer *hat*, dem wird *gegeben*.« Im Maße als seine Freiheit gewachsen ist, öffnet das Herz sich gerade der Autorität des Vaters entgegen; es verschließt sich nicht unter dem Vorwand, durch Empfangenhaben reich geworden zu sein. Je reicher, desto ärmer! Der Nur-

¹ Daher sagt Thomas von Aquin immer wieder: der dem geschenkten Seinsakt der Schöpfung gegenüber vorausgesetzte Raum des Empfangens (und Gehorchens) ist nicht die reine Möglichkeit der formlosen Materie, nicht die Potentialität des den Akt rezipierenden Wesens, sondern: »*proprium susceptivum ejus quod est esse*« ist die Substanz, nämlich das »esse habens«, das, was schon erfüllt ist, in sich steht, durch Empfangenhaben an ihm selbst freigesetzt ist.

² Von hier aus muß die Philosophie der *causae secundae* wieder ernstgenommen werden, gewinnt auch das Sprechen von »Substanz« wieder (trinitarisch erhellten) Sinn.

Offene, Gottsüchtige («sola gratia»), der die Gabe des Vaters sich nicht an ihm auswirken lassen will, schiebt den Vater ins Jenseits ab und gewinnt durch seinen sklavischen Gehorsam den ersehnten Spielraum für selbstische Verfügung über das eigene Dasein. Im King Lear sagen Regan und Goneril dem Vater, er sei für sie »alles«. Cordelia schweigt; sie weiß, daß in diesem Ja sich ein Nein verbirgt. Aber: »Yes and no together, that is no good divinity.«

In dem Maße wie endliche Freiheit voraussetzungslos, »umsonst« das unbedingte Ja inmitten der Endlichkeit wagt, unterwirft sie sich dem absoluten Vorweg des Vaters, gehorcht sie innerhalb des Gehorsams des Sohnes, der mit dessen unbedingter Freiheit identisch ist. Solche Einwilligung zum unendlichen Empfangenhaben bedeutet Einwilligung in die absolute Fruchtbarkeit der Freiheit in Welt und Geschichte, in das Können Gottes und seine Geburt im Fleisch der Welt. Und umgekehrt: wer die absolute Initiative des ursprungslosen, ungezeugt-zeugenden Ursprungs, des Vaters, im Einsatz der Liebe tut, der enthüllt die Wahrheit, daß die Selbstmitteilung des Vaters kein »Ja und Nein zugleich« ist, weil er im Sohn uns Alles geschenkt hat. Denn am »Wort im Anfang, in dem alles seinen Bestand hat«, wird ja nicht in Teilen partizipiert, sondern ganz, gerade dort, wo es sich verendlicht, in die Vielheit hinein zerbricht: es bleibt eucharistisch immer eins, das einzige Ja der ungeteilten Liebe. Des Vaters absolute Gabe, das restlose Ja, ist in Christus »das Amen, Gott zur Verherrlichung *durch uns*« (2 Kor 1, 20–21). Der Mensch wird zum restlosen Ja der Autorität des Vaters ermächtigt, durch Christus ist er mit ihm eins. Die unendliche Mehrerschaft verharrt nicht als Ideal im Himmel, sondern wird menschliches Können: wie mich der Vater liebt und ich den Vater liebe, so sollt ihr einander lieben, weil ihr es könnt. Nur wollt ihr euch nicht auf diesen unbedingten Einsatz des absoluten Ja hin arm machen lassen, wollt dem Können des Vaters in euch nicht Raum geben, wollt nicht vollkommen sein wie euer Vater im Himmel.

Die Autorität des Vaters rechtfertigt daher die Geburt der absoluten Freiheit in der Welt durch den Menschen. Denn die höchste Autorität besitzt derjenige, der den Gehorchenden um ein Unendliches zu vermehren vermag – und dies geschieht in der Menschwerdung Gottes. Die Möglichkeit, ja die Positivität einer voraussetzungslosen Initiative der Freiheit annehmen heißt: »Vater Unser« beten.

3. *Die verhüllte Majestät des Vaters.* Nicht der Tod des Vaters also macht die Söhne frei, sondern der Gehorsam dem Vater gegenüber in der Armut des eingeborenen Sohnes, der unsere absolute Freiheit ist. Nicht das bloße Sichentziehen des Vaters (der »Fehl« Gottes) gibt dem Gezeugten Raum für Selbstentfaltung, sondern die an ihr selbst verhüllte, verborgene, arme Präsenz des Vaters ist das Lebenselement der Verherrlichung des Sohnes und unseres Könnens in ihm. Hier muß zweierlei scharf unterschieden werden:

a) Die Abwesenheit des Vaters im Sinn eines »Wegtretens«: als bliebe er aus, damit der Andere die Möglichkeit gewinne, dazusein. Dies wäre eine Ohnmacht des Vaters, weil er durch seine Anwesenheit den Sohn verdrängte, eine Kraftlosigkeit der Wahrheit, die sich verbergen muß, damit anderes sich entbergen kann.

b) Die Verborgeneheit als Form der Gegenwart, des entäußerten Reichtums als Armut. Das väterliche Schweigen als Tat, Kundgabe und keusches Sichverbergen, das da-seiend Raum schenkt, dem Andern die Ortschaft seines Seinkönnens »einräumt« und freigibt³. Wenn man heute die Entmächtigung des Vaters beklagt, dann sollte man doch die Chance nicht vergessen, die hier den Vätern zugespielt wird: im Negativen verborgen das Positive: Herrschaft durch Dienst: im Präsens.

Im Gleichnis von den Talenten wird gesagt, der Herr habe sein ganzes Vermögen den Knechten übergeben, habe alles ausgeteilt und sei ins Ausland gegangen. Er verbirgt sich und schafft durch diese väterliche Armut den möglichen Einsatz des Empfangenen, er setzt kraft seiner Verborgeneheit die Initiative frei und hofft, daß sein Einsatz, die Preisgabe des Vermögens, in Tat umgesetzt wird. Im nächsten Kapitel des Evangeliums folgt die Szene vom Gericht: »Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.« Also war die Verborgeneheit, das »ins Auslandsziehen« zugleich unbedingte Präsenz des Vaters in seinem drangegebenen ganzen Vermögen (dem Sohn). Dies läßt keinen Raum für selbstverliebte Mitmenschlichkeit übrig; Gott selber steht als der Herr präsentisch »auf dem Spiel«. Seine Majestät ist nicht in ein menschliches Ich-Du-Wir aufgelöst, dieses vielmehr allseits auf Ihn hin transparent und unter sein Gericht gebeugt.

ER, der Herr, ist der Fremde, der Ganz-Andere im »anderen«, den das Wir so oft vor die Tür setzt. In diesem Fremden klopft ER an. Und eben darin liegt die Bürgschaft, daß sich der Einsatz der Talente nicht auf selbsterwählte Nächste einschränkt, sondern unbedingter Einsatz bleibt, unendliche Mehrerschaft der Liebe in der Welt. ER in Gestalt der »andern« ermöglicht diese Fruchtbarkeit. Ohne die Präsenz des Vaters entartet alle menschliche Interaktion zu einer einzigen egoistischen Selbstreproduktion.

4. *Die Sehnsucht des Menschen nach dem voraussetzungslosen Ja des Vaters.* Die präsentische Verborgeneheit des Vaters hat sich uns als Grund für den unbedingten Einsatz der Liebe in der Welt enthüllt. Dort, wo der Mensch aus eigener Kraft sein Vater werden will (im »voraussetzungslosen Jasagen« des Willens zur Macht, der unbedingten Sinngebung im Heute [Nietzsche] – oder in der Marxschen »Selbsterzeugung des Menschen durch

³ Das ist auch der Sinn des hebräischen *barab*: schaffen. Schöpfung: gegenwärtiges Verborgensein und so Sein-lassen; durch schöpferische Armut hervorbringen, dienend zeugen und bezeugen.

menschliche Arbeit») fällt er mitten im Akt der Geburt des absoluten Ja in der Welt nochmals auf sich selber zurück. Er wird zum Sklaven seiner Identifikation mit dem Vater, kann sich nicht weggeben, weil er sich nicht als gegeben bejaht. Er ist gezwungen, sich fortwährend als den »ursprungslosen Ursprung« zu legitimieren. Er kommt vom »Ich will« nicht los, da er sich auf nichts »anderes« verlassen kann, und umgekehrt wird er genötigt, diese Gefangenschaft im Sichgewinnen nach außen hin aufzusprengen, sich selbst »loszuwerden«. Im Einholenwollen des Vaters und seiner absoluten Autorität muß er nach entgegengesetzten Richtungen sich abarbeiten.

Trotzdem bleibt das Ringen um das unbedingte Ja schöpferischer Freiheit im Endlichen als Endlichen eines der zentralen Themen alles gegenwärtigen Denkens, weit über Marx und Nietzsche hinaus. Insgeheim wird immerfort die Gottgeburt aus der Welt der »reinen« Endlichkeit heraus umkreist.

Das Ja des Anfangs im unbedingten Einsatz muß – als väterliches Ja – unbedingt sein. Diese Voraussetzungslosigkeit glaubt man durch den epochalen Nihilismus und Atheismus gewonnen zu haben. Es gibt keinen transzendenten Sinn mehr, auf den man rekurrieren könnte. So wird vom Menschen für den Menschen *alles* gefordert: das bedingungslose, umsonst getane Ja, »ohne Ziel und Endzustand«, denn diese müßten (so glaubt man) die Ursprungslosigkeit des Anfangs wieder relativieren.

Gefordert, erwartet wird der Durchbruch eines Ja, das sich selbst das Ziel ist. Aber dieses Ja – der Weg als Ziel, die Wahrheit, das Leben – offenbart sich nur im fleischgewordenen Wort vom Vater, dessen Willen der Sohn auf Erden restlos erfüllt, so wie der Vater in ihm für die Welt, als Tat in ihr, restlos erschlossen ist. Im Sohn als dem unbedingten Ja der Freiheit im Fleisch der Geschichte wird das Ziel selbst präsent: »Wer mich sieht, sieht den Vater.« Hier gibt es kein Darüberhinaus: der Anfang ist unteilbar, der Wille des Vaters Einsatz der unbedingten schöpferischen Liebe in der Form des Menschen. Der Weg ist wesenseins mit dem Ziel. Nietzsches Traum, die Einheit von Sein und Werden, ist erfüllt und überholt; nicht minder der unbedingte Anfang im Bedingten als »positiver Humanismus«. Der Schöpfer ist Mensch geworden, damit der Mensch Schöpfer werde, »vollkommen wie der Vater«.

Aber das unbedingte Ja in der Welt sucht nicht, wie der Wille zur Macht, *seinen* Willen, *seine* Ehre, sondern die Ehre Dessen, der es gesandt hat. Deshalb ertrinkt der Sohn, das Ja des Vaters als Mensch, nicht in seinem eigenen Licht, verkrampft er sich nicht in einer prometheischen Mehrerschaft seiner selbst und der Welt, erschöpft er sich nicht im Produzieren und Fruchtmachen, sondern handelt wesenhaft über sich hinaus. Er »trinkt nicht die Flammen in sich zurück, die aus ihm schlagen«, ist nicht »vom eigenen Licht umgürtet«, sondern kennt das »Glück des Nehmenden«, das Zarathustra fehlt.

Das Ja ist das Ziel, indem es ihm gehorcht, sich auf den Vater verläßt und im Sichüberlassen die Fülle seines absoluten Selbstseins besitzt. Seine Einsamkeit wird ihm nicht Gefängnis, sondern Ort der vollkommenen Selbstentäußerung. Weil es gehorcht, wird es im Andern seiner selbst fruchtbar, verbreitet es nicht »Wüste um sich her«, ein »regenloses Land«, sondern bricht auf zur grenzenlosen Mehrerschaft des Daseins. Sein Anfang liegt nicht im »Ich« will, sondern im »Wie Du willst, Vater«. Und weil das Ja so als geschenktes, im trinitarischen Gehorsam übereignetes gelebt wird, kann es sich weggeben, auf die Seite des Anderen treten, hat es die Entfremdung nicht außer sich, sondern bricht mitten in ihr auf und überwindet den Tod im Tod.

Was Nietzsche in der Gestalt des vaterlosen »Übermenschen« und Marx im »positiven Humanismus« der Brüder anzielt, die ihr eigener Vater geworden sind, dies glaubt der Christ, mitten in aller Verkehrung, als die reine Endlichkeit der befreiten Freiheit: er glaubt die Kirche. Es gibt eine absolute Initiative der endlichen Freiheit als Initiative des Vaters. Die *Dei Genitrix* ist die geschaffene Gegenwart des zeugenden Vaters, Ort des unbedingten »ursprungslosen« (das heißt väterlichen) Anfangs des absoluten Ja in der Welt. Sie vollbringt das, was der Vater tut, als endliche Freiheit, als Mutter des Sohnes, die der Sohn aber nicht gegen den Vater für sich in Anspruch nimmt, sondern dadurch (in seiner Ganzhingabe) befruchtet, daß er dem Vater gehorcht. Hier ist die Sehnsucht des *Homo-Natura* erfüllt und schlechthin überstiegen. Aber sie gebiert den absoluten Anfang, dem Vater als dessen Tochter zugestaltet, durch ein unendliches Empfangen hindurch. Sie trägt die Initiative des Vaters in der Gestalt des Dankes aus, der Eucharistie, die ihr Lebensakt ist: als Mutter gibt sie jungfräulich Gott auf seinen Weg frei, läßt das unbedingte Ja, das in ihr für die Welt aufkeimt, grenzenlos über sich verfügen. Und darin liegt die Offenbarung ihrer Fruchtbarkeit, ihre Autorität, und der Ort, worin Vaterschaft in der Welt vom Ursprung her je neu und unverbraucht erfahren und gelebt wird.

Denn sie maßt sich die absolute Initiative des Vaters nicht selber an, sie absorbiert das väterliche Vorweg nicht in ihrem Schoß. Sie will den Akt des Vaters nicht durch sich selber erzwingen. Das ist Kirche. Nur in ihr können wir beten: »Vater unser . . .«